

SCHLAFLOS

Ein Lob der Schlaflosigkeit?

Von Rolf Urs Ringger

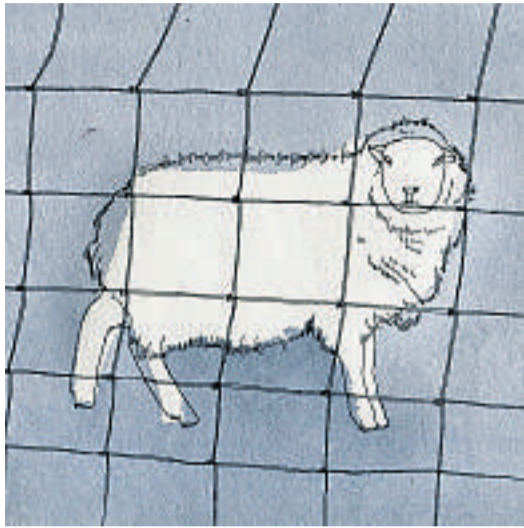
Schlaflosigkeit hat bei uns ein schlechtes Image. Wir werten sie rasch als einen eher krankhaften Zustand, der nicht sein sollte, den wir keinesfalls wollen und nur widerwillig erdulden.

Ist Schlaflosigkeit halt eine Vorstufe zum Schlafen? Sind sie harte Kontraste? Wir wissen's aus Erfahrung: Die Zwischenstufen sind vielfältig, je nachdem: ob näher beim einen Zustand oder beim anderen – und nicht ohne je eigene Reize. Übrigens auch der (rasche oder verzögerte) Wechsel vom Schlafen zum Wachzustand: ein vielgestaltiger Übergang. Schlaflosigkeit ist mehr als bloss nächtlicher Störfaktor.

Wollen wir denn wirklich immer schlafen? Schlafen können als Wert an sich? Oder bloss als ausgleichender Gegensatz zur Anstrengung des Wachseins? Schlaf auch als erholsame Fluchtmöglichkeit? Der Wachzustand als Verdikt zu einer wie auch immer uns auferlegten aktiven Präsenz?

Es bleibt dabei: Schlaflosigkeit ist in unserem leistungsorientierten Wertesystem negativ besetzt; Schlaf aber positiv. Säuglinge verbringen auch die Tage vorwiegend schlafend. Nicht nur überforderte Jugendliche mögen Schlaf. Mit vorrückenden Lebensjahren nimmt die Wertschätzung wieder zu. Als Ausnahme bleibt mir eine Schulerfahrung aus früher Jugend: Unser Primarlehrer, Blockflötenexperte und ein sanfter Sadist, zwang Linkshänder zur Normalität des Rechtshänders, verlangte beim Schreiben unter Androhung von Schlägen mit dem Lineal einen harmonisch egal gekrümmten Zeigefinger (also kein «Knögli») und schimpfte am Morgen fast regelmässig die dickliche Monika – weiss Gott kein Mädchen, das späterhin unsere Träume bevölkerte – eine «Schlafkappe». Wen wundert's, dass wir damals Schlaf als etwas irgendwie Ungehöriges einstufte?

Es waren die frühen vierziger Jahre. Das hiess auch: strammstehen, vor der ersten Morgenlektion



beten und Tells Armbrustzeichen als unverrückbares Schweizer Symbol verehren. Wir haben's überlebt.

Das subtilste Körpergefühl entwickle ich vor dem Einschlafen – da möchte ich noch nicht von Schlaflosigkeit reden. Erwäge ich dann doch den Schlaf, mache ich durch wiederholten Zuspruch meinen Körper gewichtig: schwer, schwerer, noch schwerer. Ich lasse ihn zentnerschwer in die Matratze einsinken, und wenn ich Pech habe (oder ist's doch Glück?), hält mich Schlaflosigkeit hellwach.

Schlaflosigkeit – ob befürchtet oder erduldet oder letztlich doch irgendwie akzeptiert – gibt uns die Chance, die Nachtstunden nicht mit Schlaf zu vertun. Sie schärft nicht nur unsere Sinne, die Gedanken; sie gebiert auch Ängste und reizt uns zu Ausflüchten. Schlaf als Vorstufe zum Tod? Wachsein als (zumindest momentane) Gewissheit zum

Leben? Warum beobachtet man eben bei alten Menschen das Phänomen der Bettflucht? Wir wissen's: In unseren Breitengraden bleiben die Menschen allermeistens im Bett für immer liegen.

Doch: Schlaf sei halt irgendwie lebensnotwendig. Diesen Spruch hat uns schon das Kindermädchen eingebleut. Das unsere hatte allen Grund, auch gesundheitliche Argumente anzubringen. Meine Eltern kamen erst spät dahinter, dass Schwester Martha nächtens stundenlang Romane las und Kettenraucherin war. Litt sie an Schlaflosigkeit – und tat alles, um diesen Zustand beizubehalten? Doch weder nächtlicher Lampenschein noch Zigarettenrauch haben mich umgebracht und auch nicht bleichgesichtig werden lassen.

Zwischen Schlaflosigkeit und Kreativität ist schon häufig ein Zusammenhang festgestellt worden. In «Mein Leben» hat Richard Wagner geschildert, wie ihm im September 1853 in La Spezia der Es-Dur-Klang zum Beginn von «Das Rheingold» recht eigentlich zufiel: im «Halbschlaf», wie der Komponist formuliert. Ich hüte mich, hier ein Loblied auf die Schlaflosigkeit anzustimmen. Denn ich weiss die Wonnen des Schlafes voll zu schätzen. Ein Tabletchen – und gleich bin ich in Morpheus' Armen. Mein Hausarzt warnt mich: Ich solle sie nicht allzu häufig nehmen – und vor allem nicht gewohnheitsmässig. Die Nebenwirkungen auf Dauer. Er steht mit beiden Beinen im Alltagsleben. Da rate er doch eher: Rotwein (nicht zu knapp) und ein Orgasmus (in möglichst guter Qualität) – so umgehe man die Tücken der Chemie.

Ob wachen, ob schlafen – worunter leiden wir weniger? Was beflügelt uns mehr? Das Wundermittel für einen (re)kreativen Halb-Schlaf müsste erst noch erfunden werden.

Der Komponist und Musikwissenschaftler Rolf Urs Ringger lebt in Zürich.

AUSSTELLUNGEN

Wehen einer Wiedergeburt

sba. · Sie war die Königin unter den Künsten, im 20. Jahrhundert wurde sie nach und nach dekonstruiert – aber ihr vielbeschworenes Ende trat nicht ein, vielmehr gebärdet sie sich wie Phönix aus der Asche. Dass ein solches Comeback Nährstoff ist für neue Ausstellungen, liegt auf der Hand. «Der doppelte Blick» nennen die Kuratoren Christoph Vögele und Andreas Fiedler das jüngste Beispiel von vielen und eines der bemerkenswertesten. Die beiden Ausstellungsmacher interessiert nicht nur die Appropriation, also die bewusste und strategisch angewandte Kopie von bereits bestehenden Kunstwerken, sondern auch die kompositorische Intention des Schichtens, der in der Malerei eine zentrale Bedeutung zukommt. Denn im Vergleich zu anderen Medien schafft es die Malerei, durch Überdeckung von ihrer ursprünglichen Absicht abzulenken, salopp formuliert, sie ist die Kunst, die lügen kann. Das wird an Künstlern wie Giacomo Santiago Rogado und Robert Zandvliet genauso deutlich wie bei Ian Anüll, Francis Baudevin, Pia Fries und Michael von Ofen. Jede Position hat sich eine eigene Nische erarbeitet, Zandvliet lotet Bezüge aus, Rogado kombiniert Abstraktion mit traditionellen Motiven, und Pia Fries hat sich der Farbe als plastisches Substrat verschrieben. Svenja Deininger ist in hiesigen Breiten unbekannt und daher eine Entdeckung, sie führt die Tradition Raoul de Keyser's in der Malerei weiter und entwickelt diese tatsächlich in ungesehene Richtungen, doch auch an den Objekt-Bildern von Pia Fries lässt sich einiges über zeitgenössische Malerei lernen. Die Ausstellung kennt keine Didaktik, sie ist vielmehr ein prospektives Lehrstück, dass der Schwanengesang auf diese hohe Kunst bloss ein Ammenmärchen ist.

Das doppelte Bild. Aspekte zeitgenössischer Malerei. Kunstmuseum Solothurn. Bis 11. August 2013.

Meine Landschaft, deine Landschaft

esz. · «Annäherung an deine Landschaft» heisst die zweite Ausstellung im vor einem Jahr eröffneten Zeughaus Teufen und meint damit unsere Vorstellung von Landschaft ebenso wie das Appenzellerland. Ein Blick auf die Wanderkarte – Versuch, sich ein erstes Bild von der Landschaft zu machen zeigt weit auseinanderliegende Höhenkurven und regelmässig verteilte schwarze Punkte, als hätte der Schöpfer nur kurz den Häuschenstreuer über die Hügel geschwenkt. Da wir Landschaft gerne mit Natur gleichsetzen, ist sie in den Bildwelten der Ausstellung präsenter als die Architekturen. Christian Schwager hat sie in Becherscher Manier fotografiert. Gupf an Gupf erinnern die grünen Wölbungen an Golfplätze. Und eigentlich sind diese ja eine Art Miniatur-Appenzell, genauso wie die Landschaftsgärten, mit denen Andres Sulzer die Formen seiner Heimat in die Welt hinaustrug. Das Zeughaus selbst bringt jedoch die Architektur ins Spiel. Es wurde 1852–55 so erbaut, dass die grosse Halle im Erdgeschoss ohne Stützen auskommt. Die Böden hängen am hölzernen Dachstuhl. Das hat Christian Ratti zu einem Fledermaus-Experiment inspiriert, bei dem eine Blumenuhr Kugelmateriale für eine Samenkanone liefern wird. Andere Werke befragen weniger direkt die Landschaft der Umgebung als vielmehr unsere verinnerlichten Bildwelten. Auf Ueli Binders Gemälden glauben wir konkrete Berge zu erkennen, sie entstammen jedoch nicht der realen, sondern der Bilder-Welt des Malers. Aus Verena Schochs Auseinandersetzung mit den Werken des Lokalmalers Hans Zeller entstanden stimmungsvolle, poetische Fotos voller Licht. Zu den zwölf Positionen gehören auch eine Toninstallation und ein literarisches Werk. Herangehensweise, Technik und Blickwinkel sind so breit gestreut wie die Appenzeller Höfe, eine Auslegung, die angesichts des Themas, das sich nicht endgültig fixieren lässt, durchaus stimmig ist.

Annäherung an deine Landschaft. Zeughaus Teufen. Bis 15. September 2013.

IN KÜRZE

Karl-Sczuka-Hörspiel-Preis für «LinZ und LunZ»

(pd) · Der Schriftsteller Oswald Egger und die Regisseurin Iris Drögekamp erhalten den vom Südwestrundfunk gestifteten Karl-Sczuka-Preis 2013. Sie werden für das Radiostück «LinZ und LunZ» ausgezeichnet. Die Auszeichnung ist mit 12 500 Euro dotiert. Der Förderpreis in Höhe von 5000 Euro geht an den brasilianischen Komponisten Rafael Nassif für sein Hörspiel «werkstatt_incanto». Der international renommierte, nach dem Hauskomponisten der SWF-Gründerjahre benannte Karl-Sczuka-Preis wird jährlich an die beste Produktion eines Hörwerks verliehen, das in akustischen Spielformen musikalische Materialien und Strukturen benützt. In diesem Jahr wurden 68 Wettbewerbsbeiträge von Bewerbern aus 18 Ländern eingereicht.

BREGENZER FESTSPIELE

Ein geschickt inszeniertes Goodbye

Mozarts «Zauberflöte» auf der Seebühne und eine späte Uraufführung von André Tschaikowsky

Zum Schluss seiner Intendanz in Bregenz zeigt David Pountney die «Zauberflöte» als Fantasy-Spektakel auf dem See. Im Festspielhaus kommt ein vergessenes Werk zur Uraufführung – ganz im Sinne der erweiterten Zauberformel der «Bregenzer Dramaturgie», die Pountney wesentlich mitgestaltet hat.

Michelle Ziegler

27 Meter hohe feuerspeiende «Drachenhunde», ein sämtliche Rekorde brechendes Kleid für die Königin der Nacht, drei von Puppenspielern bediente Fabelwesen für die drei Damen und haufenweise über die Bühne wirbelnde Stuntmen: Die neuste Inszenierung David Pountneys für die Bregenzer Festspiele ist ein Spektakel der hohen Schule. Sie setzt einen in allen Farben schillernden

Riesige Skulpturen schaffen als Blickfang für jede grosse Produktion ein eigenes Wahrzeichen, das auf Fotografien an Bregenzer Restaurant- und Hotel-Wänden ins kollektive Gedächtnis eingeht. Pountneys «Zauberflöte» versteht sich bewusst als Abschluss einer dreissig Jahre dauernden Entwicklung.

Dem Auge bietet Pountneys «Zauberflöte» denn auch einiges. Zu Füssen der drei Ungeheuer – Drachen oder Hunde wie aus dem Comic – ist ein Hügel mit einer Fantasy-Landschaft (Bühne: Johan Engels) zu sehen: übergrosse, aufblasbare Grashalme, durch die sich Tamino und Papageno in ihren Abenteuern bewegen. Die andere Seite der Kuppe bietet einen kahlen Tempel für Sarastro oder aber einen Sternenhimmel für die Königin der Nacht. In dieser Bildsprache wird die «Zauberflöte» zum Märchen, in dem gute und böse Kräfte aufeinandertreffen.

Die Welt Sarastros präsentiert sich zunächst als Reich der bösen Mächte, in dem es ungeheuerlich knallt und dröhnt und in dem agile Spider-Men in Panzern und Helmen herumwirbeln. Diese Welt in starke Bilder zu übersetzen, bedeutet auch, die Szene, in der Monostatos mit Peitschenhieben auf die Fusssohlen bestraft wird, realistisch darzustellen. Daneben lässt Pountney die komischen Elemente nicht zu kurz kommen. Papagena tritt zunächst als wunderbar schrullige alte Dame mit klapperndem Teewagen auf. Papageno ist ein Tunichtgut in gelbem Trainingsanzug und mit Baseballcap, der Daniel Schmutzhard wie auf den Leib geschnitten ist.

... und fürs Ohr

Auch für das Ohr bietet die Bregenzer «Zauberflöte» einiges. Die Wiener Symphoniker unter der Leitung von Patrick Summers klingen in der technisch komplexen Übertragung, die seit einigen Jahren in Bregenz für Aufregung sorgt, gut aus. Nur in der Ouvertüre ergaben sich an der Premiere leichte Koordinationsprobleme. Die heikle Partie der Königin der Nacht meisterte Ana Durlovski tadellos, mit schön heller Stimme, vielleicht in der Höhe etwas gar vorsichtig. Alfred Reiter entfaltete seinen voluminösen Bass als mächtiger Sarastro frei.

Zu kurz war der Applaus aufgrund des plötzlich einsetzenden Regens an der Premiere auch für die Pamina von Gisela Stille und für den Tamino von Norman Reinhardt. Die beiden standen im Zen-

trum von Pountneys Interpretation, in der die Zukunft Mann und Weib gehört. Sie kommen am Ende im regenbogenfarbigen T-Shirt durch das Wasser hindurch auf das Publikum zu, was in der sonst eher deutungsarmen Lesart einen humanistischen Akzent setzt.

Für Geist und Seele

Auch am Ende der Oper «Der Kaufmann von Venedig» beschwören zwei die Liebe: Jessica, die Tochter des jüdischen Wucherers Shylock, und Lorenzo, ihr christlicher Liebhaber. Es ist jener Moment der Shakespeare-Komödie, der den polnischen Komponisten und Pianisten André Tschaikowsky dazu bewog, zusammen mit dem Librettisten John O'Brien eine «Ode an die Musik» zu schreiben. Daraus wurde eine ganze Oper, das Lebenswerk des 1982 verstorbenen Polen, das in Bregenz erstmals öffentlich gespielt wird. Die sorgfältige Aufführung durch die Wiener Symphoniker unter Erik Nielsen ist elementar für diese fein orchestrierte, dichte Musik, die sich an Idiomen des früheren zwanzigsten Jahrhunderts orientiert, an Berg, Schostakowitsch oder Britten; eine Musik, die in den 1980er Jahren unter den Verteidigern einer rigide abgesteckten Avantgarde womöglich für rote Köpfe gesorgt hätte.

In Bregenz überzeugt sie auch dank einer hochkarätigen Besetzung: Adrian Eröd deutet den geplagten Shylock differenziert, sein Gegenpart Antonio, der Countertenor Christopher Ainslie, wirkt fein und hitzköpfig, Kathryn Lewek überzeugt als warme Jessica und Magdalena Anna Hofmann als hitzige Portia. In seiner Inszenierung gibt sich der Regisseur Keith Warner bewusst zurückhaltend, indem er auf Gräutöne setzt und die jüdischen Stereotypen nicht zu stark in den Vordergrund stellt. Nur gelegentlich verweist er auf Tschaikowskys eigenes, erschütterndes Leben, das in der eben erschienenen Biografie «Die tägliche Mühe ein Mensch zu sein» beschrieben ist. Der jüdische Komponist wird in Bregenz mit Konzerten und einem Symposium vorgestellt. Dieser Schwerpunkt steht in der Reihe der Präsentation von polnischen Komponisten wie Mieczyslaw Weinberg und Karol Szymanowski, mit der David Pountney in seiner Intendanz besonders verdienstvolle persönliche Akzente gesetzt hat.

Anastasia Belina-Johnson (Hg.): André Tschaikowsky. Die tägliche Mühe ein Mensch zu sein. Hofheim 2013. 272 S., € 29.-

AM MONTAG IM FEUILLETON

► Ein Wiedersehen mit England auf den Wegen der Erinnerung und der Literatur

Schlusspunkt hinter die Intendanz des britischen Regisseurs, der in diesem Sommer nach einer zehn Jahre dauernden Amtszeit die letzte grosse Produktion auf der Seebühne verantwortet. Pountney hat sich für die «Zauberflöte» entschieden, da er die Kassen nach der mässig besuchten Oper «Andrea Chénier» von Umberto Giordano zum Ende seiner Intendanz füllen wollte.

Fürs Auge . . .

Es war ein Entscheid für das Publikum, ein Entscheid aber auch, der es David Pountney erlaubt, seiner Auffassung des «intelligenten» Bregenzer Opernspektakels ein weiteres Denkmal zu setzen. Die «Zauberflöte» in einer Inszenierung des kürzlich verstorbenen Jérôme Savary war es denn auch gewesen, die in Bregenz vor fast dreissig Jahren den Übergang von der Operette zur Oper und den Beginn eines neuen Regiestils markiert hatte. Seither wurde hier im grossen Stil die Vermittlung von Bildern gepflegt, die für alle verständlich sind.